

## Der grüne Heinrich auf dem eidgenössischen Freischiessen zu Basel im Jahre 1844

Autor(en): Gustav Steiner

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1950

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/cb8405c6-211c-4da2-a5fe-561b0290c6fd>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

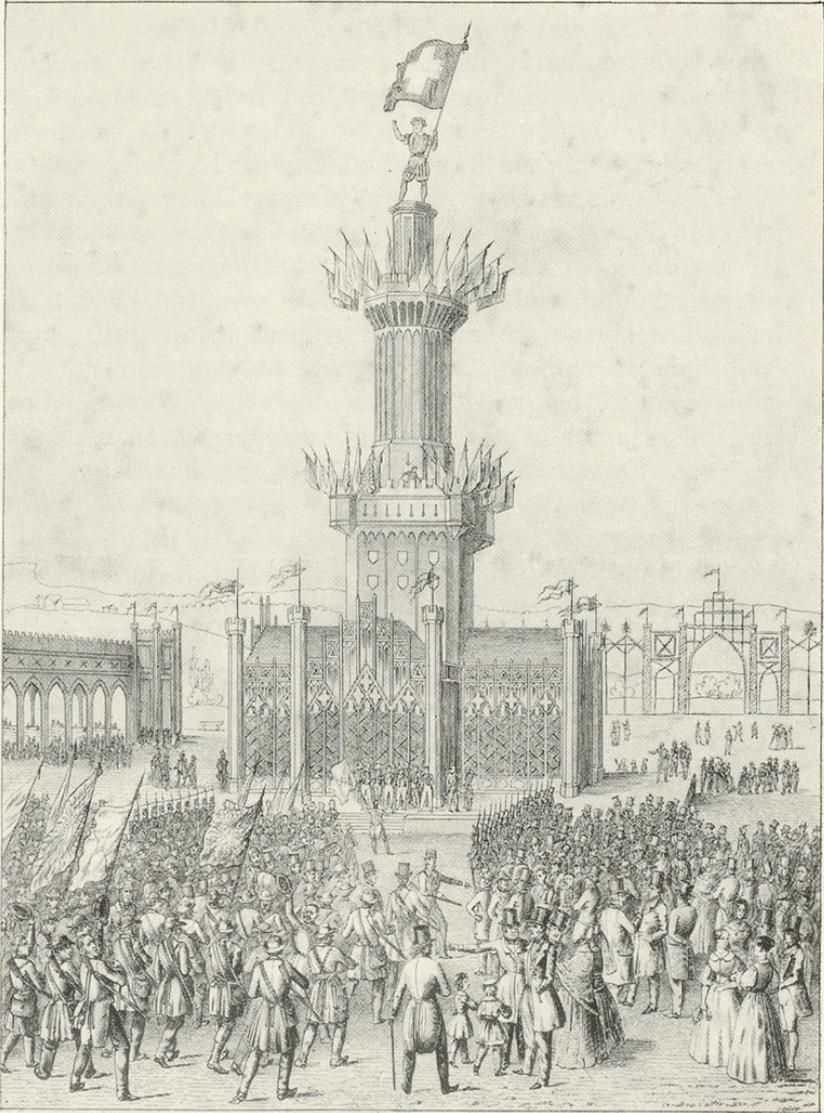
# Der grüne Heinrich auf dem eidgenössischen Freischießen zu Basel im Jahre 1844

*Von Gustav Steiner*

In der ersten Fassung seines Lebensromanes läßt Gottfried Keller sein dichterisches Ebenbild, den grünen Heinrich, über Basel in seine Heimat zurückkehren. Hier, in der «alten schönen Stadt» am Rhein, wurde gerade die vierhundertjährige Jubelfeier der Schlacht bei St. Jakob an der Birs begangen und gleichzeitig das große eidgenössische Schützenfest eröffnet. Heinrich, der sieben Jahre in der Fremde zugebracht hatte, geriet «gleich beim Eintritt ins Land mitten auf seine rauschende und grollende Bewegung», denn die Schweiz befand sich in einer politischen Krisis, die von einem Tag auf den andern zum Bürgerkrieg und zur Auflösung der alten Bundesgemeinschaft führen konnte.

Der «Grüne Heinrich» ist die erste epische Dichtung Kellers. Ueber ihre Entstehung hat sich der Dichter in autobiographischen Aufzeichnungen selber ausgesprochen. Er erzählt, wie er Kunstmaler werden wollte, aber nach mannigfacher Not und Enttäuschung, «ohne etwas geworden zu sein», aus München zur Mutter zurückkehrte, und wie seine trüben Gedanken schließlich in ihm die Absicht entstehen ließen, einen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn. Aber die Fanfarenstöße der politischen Lyrik machten dem Vorsatz rasch ein Ende, und es vergingen Jahre, bis der Roman, unter veränderten Gesichtspunkten, geschrieben wurde. Erst im Frühjahr 1855 erschien der vierte Band. Er enthält im zweitletzten Kapitel die Schilderung des Basler Doppelfestes.

Aber Keller war mit seinem epischen Erstling nicht zufrieden. Er war namentlich unglücklich darüber, daß er, vom Verleger gedrängt, auf die Ausarbeitung der Schlußkapitel hatte verzichten müssen. Der Gedanke an die Umarbeitung



Fahnenburg und Gabentempel  
am eidg. Ehr- und Freischießen in Basel 1844

Zeichnung von Constantin Guise



begleitete ihn Jahre hindurch. Es verging fast ein Vierteljahrhundert, bis die Absicht zur Wirklichkeit wurde. Auf Weihnachten 1880 hatten die Leser den umgearbeiteten Roman in der Hand, in der Gestalt, die uns seither vertraut ist. In dieser umgearbeiteten Form reihte ihn der Dichter der noch von ihm veranlaßten Gesamtausgabe seiner Werke ein.

In dieser zweiten Fassung *fehlt* das Basler Fest. Wohl gerät auch jetzt, in dieser neuen Form, Heinrich in das «Getöse jener politischen Aktionen, welche mit dem Umwandlungsprozesse eines fünfhundertjährigen Staatenbundes in einen Bundesstaat abschlossen», aber die prächtige, unmittelbare, eindrucksvolle Schilderung des leidenschaftlich erregten Schützenvolkes, das festliche Wogen, das eigenartig kontrastiert zur politischen Gewitterschwüle, ist restlos der Umarbeitung zum Opfer gefallen. Warum sollen wir es nicht aussprechen: zu unserm Leidwesen ist der Name Basels und die Erinnerung an die Helden von St. Jakob gestrichen worden. Das kann uns um so mehr leid tun, weil die dichterische Darstellung jenes turbulenten Festes sich von allem Gehässigen notwendigen und vorübergehenden Parteihaders und von allem Kleinlichen ferngehalten hatte. Die traditionsbewußte Stadt konnte in dieser Schilderung ohne Pedanterie in Ehren bestehen neben dem lebhaft erregten, dem Abenteuer des Freischärlertums geneigten Schützenvolk.

Keller hat sich einmal dahin geäußert, er habe durch die Umarbeitung den alten Roman «bedeutend gelichtet». Uns hat er eine Freude genommen. Die Zahl der Leser, die neben den gesammelten Werken des Zürchers auch den Lebensroman in seiner alten Fassung stehen haben, ist wohl klein. Darum sollen die Abschnitte vom Basler Fest aus dem Urheinrich hier abgedruckt werden.

Es ist kein historisches Dokument in der Art jener Geschichtsquellen, die Edgar Bonjour zur Sonderbundgeschichte zusammengestellt und kritisch gewertet hat, in einem Buche, das übrigens nicht nur historisches Wissen vermittelt, sondern, wie die Diskussion in der Jesuitenfrage kürzlich erwiesen hat, über die Vergangenheit hinausweist und zum Rüstzeug des

Politikers gehören müßte<sup>1</sup>. Zwar hat auch Keller Richtlinien über seine Zeit hinausgezogen, die heute noch Geltung haben; aber den Anspruch auf historische Schilderung des Basler Festes erhebt er nicht. Das Eigenartige seiner Darstellung besteht nicht zuletzt darin, daß er auf eine getreue Wiedergabe, wie sie auf Grund der Schützenzeitung oder persönlicher Mitteilungen ihm möglich gewesen wäre, verzichtet hat, daß aber seine Darstellung von einer innern Wahrheit ist, die das Wesentliche erfaßt. Sie ist überlegen durch den Erlebnisgehalt, denn als Bürger und als Dichter fühlte er sich, sogar in der Fremde, an der Bildung eidgenössischen Schicksals beteiligt und mitverantwortlich. Die kraftvolle Zusammenfassung der Bewegungen und Leidenschaften und des schöpferischen Gestaltungswillens in einem kritischen Zeitpunkt unseres politischen Lebens ist in Kellers Schilderung geradezu bewundernswert. Sie wirkt echt, weil sie in ihrem Gehalt durchaus wahr ist. Dieser innern Wahrheit, die nicht weniger wichtig ist als Zuverlässigkeit in äußern Erscheinungen, kann sich auch der kritisch prüfende Historiker nicht entziehen.

Daraus erklärt sich die Tatsache, daß wiederholt der Schluß gezogen worden ist, Gottfried Keller habe *persönlich* am Doppelfest in Basel teilgenommen. Auch unser Basler Historiker Prof. Dürr hat diesen Trugschluß gezogen, und zwar in einem Vortrag in der Historischen Gesellschaft<sup>2</sup>. Demgegenüber habe ich Gründe geltend gemacht, die gegen diese persönliche Beteiligung Kellers am Schützenfest sprechen, so daß Dürr seine bisherige «Auffassung» nunmehr als «bestimmte Vermutung» präzisierete<sup>3</sup>. Hatte er sich zur Abklärung der Frage bisher auf die im Druck erschienenen Tagebücher Kellers und auf Kellers Biographen Bächtold beschränkt — und zwar mit «durchaus negativem Resultat» —, so beabsichtigte er nunmehr, womöglich aus dem handschriftlichen Nachlaß Aufschluß zu finden. Die Gründe, die gegen eine Beteiligung

<sup>1</sup> Edgar Bonjour, Das Schicksal des Sonderbundes.

<sup>2</sup> Im April 1930 unter dem Titel: Gotthelf, Burckhardt, Gottfried Keller und das eidgenössische Schützenfest von 1844.

<sup>3</sup> Brief vom 6. April 1930.

Kellers am Basler Jubiläum sprechen, habe ich damals in der Sonntagsbeilage der «Nationalzeitung» dargelegt<sup>4</sup>. Bevor Emil Dürr dazu kam, seinen Aufsatz, den er nicht in Druck gab sondern beiseite legte, in dieser oder jener Richtung zu ergänzen, wurde er uns durch tragisches Unglück entrissen. Die an Erkenntnissen und selbständigen Gedanken reiche und höchst lebendige Arbeit wurde sieben Jahre, nachdem sie verfaßt worden war, dem Nachlasse enthoben und unverändert in der «Neuen Schweizer Rundschau» abgedruckt. Der Herausgeber konnte nicht wissen, daß der Verfasser aus ganz bestimmter Absicht das Manuskript zurückgehalten hatte<sup>5</sup>. Aus dieser Publikation glitt der Irrtum in die ganz ausgezeichnete, klare und schöne Jubiläumsschrift über die Bundesverfassung, die 1948 der Basler Jugend gewidmet und von Peter Dürrenmatt verfaßt ist. So reizvoll nun aber der Gedanke ist, daß beide, Gotthelf wie Keller, an jenem Feste in Basel teilgenommen, während gleichzeitig der junge Jacob Burckhardt in der konservativen «Basler Zeitung» das Fest mit seinen böartigen kritischen Äußerungen glossierte<sup>6</sup>: wir müssen, unter Verzicht auf eine verlockende Legendenbildung, Kellers Namen von dieser Liste streichen.

Diese Feststellung ändert nichts an der Schilderung im «Grünen Heinrich». Sie verliert nichts von ihrem Gehalt. Und wenn sie uns Freude macht, dann wird diese Freude in keinem Falle geringer. Der «Grüne Heinrich» bleibt, was er stets war: Dichtung. Was wir bedauern, ist einzig und allein, daß Keller bei der Umarbeitung seines Lebensromans diese *Schilderung* des Freischießens gestrichen hat.

Aus dieser Dichtung wollen wir die Basler Abschnitte, wie sie in der ersten Fassung des Romans enthalten waren, ab-

<sup>4</sup> National-Zeitung, Sonntagsbeilage vom 24. und 31. August 1930. Vgl. den Hinweis durch Max Burckhardt in seiner Darstellung: Die Schlacht im Gedächtnis der spätern Jahrhunderte, im Gedenkbuch zur Fünfhundertjahrfeier der Schlacht bei St. Jakob an der Birs, S. 274.

<sup>5</sup> Neue Schweizer Rundschau, N. F. 1937/38.

<sup>6</sup> Sie brauchen nicht überschätzt zu werden, «weil sie von einem sehr jungen Mann ausgingen», schreibt Max Burckhardt sehr richtig. A. a. O. 274.

drucken. Zur Charakterisierung der Kellerschen Darstellung lassen wir einige Ueberlegungen vorausgehen. Ueber das Fernbleiben des Dichters vom Feste wollen wir uns am Schlusse äußern.

\*

Die Erinnerung an den hundertjährigen Bestand unserer Bundesverfassung hat uns den Verlauf und den Ideengehalt der schweizerischen Regeneration in den dreißiger und vierziger Jahren des zurückliegenden Jahrhunderts wieder näher gebracht. Während die Konservativen sich der demokratischen Entwicklung und der Umgestaltung des Bundes energisch widersetzen, kämpften die Liberalen und Radikalen für ein «neues Recht» in Bund und Kantonen. Der Parteikampf verschärfte sich, als er durch die Aargauer Klosteraufhebung einerseits und durch die Jesuitenfrage anderseits kirchenpolitischen Charakter annahm. Zur Zeit des Basler Doppelfestes wurde die Einladung der Jesuiten nach Luzern, das damals eidgenössischer Vorort war, spruchreif. Die Stimmung war darum unter den Schützen besonders gereizt. Das Basler Fest wurde tatsächlich zu einem politisch-revolutionären Rendez-vous. Wenige Wochen vor Beginn des Freischießens war im Wallis Bürgerblut geflossen. Zwischen den von der Priesterschaft geleiteten Oberwallisern und den freisinnigen Unterwallisern kam es dort zu handgreiflichem Kampf. Am 21. Mai 1844 wurden die «Jungschweizer» am Trientbach besiegt, zersprengt oder niedergeschossen. Die Luzerner Regierung hätte die vorörtliche Pflicht gehabt, den blutigen Zusammenstoß zu verhindern. Das Gegenteil geschah, denn sie gönnte den Walliser Radikalen Niederlage und Strafgericht. Von den Schützen in Basel aber wurde der Kampf am Trient als das schwärzeste Blatt in der Schweizergeschichte bezeichnet. Die «Karikaturentagsatzung» wurde lächerlich gemacht. Der papierene Bund, so tönte es von der Rednerbühne der Festhütte, müsse durch einen eisernen, der ausschließliche Partikularismus der Kantone durch die Idee des Gesamtvaterlandes ersetzt werden.

Die Gegnerschaft war erbittert, weil sie auf der unversöhn-

lichen Gegensätzlichkeit des Denkens beruhte. Sie wird uns erschreckend deutlich, wenn wir an das Wort des Luzerner Politikers Segesser erinnern, das in einem Brief an den Hauptredaktor der «Basler Zeitung» enthalten ist: «Es ist hier wenig Sympathie mehr für alles ‚Eidgenössische‘, da wir dieser Genossenschaft allmählich ziemlich satt werden.» Die Aeußerung enthielt bereits jene unfruchtbare Grundauffassung, die Segesser nach der Niederwerfung des Sonderbundes noch rücksichtsloser formulierte: «Für mich hat die Schweiz nur Interesse, weil der Kanton Luzern — dieser ist mein Vaterland — in ihr liegt.»

Demgegenüber wurde die «Schweizerische National-Zeitung», das Blatt der Basler radikalen Minorität, nicht müde, immer wieder für den eidgenössischen Gedanken, gegen die Isolierung der Stadt, aufzurufen. Ueber der Vaterstadt dürfe das Vaterland nicht vergessen werden. «Was ist Basel?» Ihre Antwort lautete: «Es ist nur die Eidgenossenschaft, die wir in Basel lieben. Die Eidgenossenschaft, das große herrliche, liebe Vaterland vor allem!» Die «Hofzeitung», wie die «Basler Zeitung» genannt wurde, blieb die traditionsbewußte Antwort nicht schuldig. Aber das Gefühl der Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft erstarkte in der Bürgerschaft zusehends. Von den freisinnigen Schützenkreisen wurde die Verbindung hergestellt. Abwehrend freilich erklärte die «Basler Zeitung» im Jahre 1842: «Wir bleiben die Alten.» Und im gleichen Jahre machte die Regierung Schwierigkeiten, als das städtische Kontingent zum eidgenössischen Uebungslager einrücken sollte. Die «National-Zeitung» erinnerte damals warnend an die Pflicht des Republikaners. Die Basler sollten wieder im Kreis der Brüder erscheinen, in dem sie so lange gefehlt haben. Sie wünschte den Eintritt der Basler Offiziere in den Schweizerischen Offiziersverein.

Ueber diese Spannungen, die bis 1844 stärker geworden waren, sollte der Festtrubel hinwegtäuschen. Das war ein Ding der Unmöglichkeit. Jacob Burckhardt drehte sich im Kreise, wenn er als Interimsredaktor in einem nachträglichen Artikel der «Basler Zeitung» feststellte, man habe es dem Feste an-

geföhlt, daß noch keine volle Versöhnung stattgefunden hatte, «wie sie denn auch dem Radikalismus gegenüber nie möglich sein wird». Das paßte schlecht zu seiner Erklärung, es wäre besser gewesen, wenn Basel noch einige Jahre mit der Einladung gewartet hätte, mit dem Radikalismus wäre es dann anders gewesen. Anders! Was auf 1844 folgte, konnte der junge Journalist freilich nicht voraussehen: die Versteifung in der Jesuitenfrage, Freischarenzüge, Putsche in Kantonen, Mehrheit auf der Tagsatzung zum Beschluß der Ausweisung der Jesuiten und zur Auflösung des Sonderbundes, Bürgerkrieg! Das heißt: verstärkte Aktivität des Radikalismus und schließlich doch die Bundesrevision. In dieser Zeitspanne blieben freilich die Altgesinnten wirklich «die alten». Noch im November 1847, als der Sonderbund durch Waffengewalt sollte aufgelöst werden, lehnten sich die extrem Konservativen im Basler Ratssaal auf gegen den Marschbefehl der Tagsatzung, so daß ihnen Ratsherr Oswald hart zusetzte: «Wir sind schon verhaßt genug in der Schweiz, wollen wir uns denn ganz isolieren und allem aussetzen?» — Doch kehren wir wieder zurück zum Doppelfest von 1844.

Der Gegensatz zwischen den Liberal-Radikalen einerseits, denen die Bundesrevision zentrale Forderung war, und den Konservativen andererseits, die auf der unbeschränkten kantonalen Souveränität beharrten, war unüberbrückbar geworden, als, zum Aerger der Konservativen, in Basel das eidgenössische Freischießen abgehalten wurde. Die Verhandlungen der Luzerner Regierung zur Berufung der Jesuiten standen vor ihrem Abschluß. Unter dem Eindruck dieser «Provokation» beschloß der Große Rat des Kantons Aargau, von der eidgenössischen Tagsatzung die Ausweisung des Ordens von Bundeswegen zu verlangen. Damit war das Schlagwort gegeben: Kampf gegen die «Finsterlinge» für eine geistige Erneuerung und für eine verfassungsmäßige Neugestaltung der Eidgenossenschaft. Wie Peter Dürrenmatt in seiner Festschrift über das Werden der Bundesverfassung schreibt, «rangen die Schweizer jener unruhigen Epoche darum, ihrem Schweizertum einen neuen Sinn und einen neuen Inhalt zu geben». Mit einem politischen

Idealismus, der uns in seiner ehrlichen und oft hinreißenden Begeisterung geradezu fremd anmutet, wurde von den Liberalen und Radikalen diese geistige und verfassungsmäßige Wiedergeburt erstrebt als Zusammenfassung der Kantone zu einer schweizerischen Nationalität.

Es war, als ob sich ruhmvolle Vergangenheit mit dem Pathos der das Neue gebärenden Gegenwart vereinigte. Keller nennt einmal erschöpfend die Schlacht bei St. Jakob «die größte Kriegstat der christlichen Zeitrechnung» («Am Mythenstein»). Max Burckhardt schreibt im Gedenkbuch: «1844 bedeutet den geschichtlichen Höhepunkt aller St. Jakobfeiern.» Tatsächlich: ein Fest der Einmaligkeit. Eine historische Feier, in der sich das Geschichtliche überhaupt nicht vom Gegenwärtigen trennen ließ. Die Gegenwart nahm den Faden der Vergangenheit auf. Und bei alledem trieben die einander widerstrebenden Kräfte, samt der unnatürlichen offiziellen Devise «Versöhnung», auf einen Bürgerkrieg, unbekümmert um die Lehren der Geschichte. Eine Regierung, der das «Nationalfest» ein Greuel war, mußte den Wirt machen. Eine Bürgerschaft, deren Rechtsempfinden durch erlittene Willkür in den dreißiger Wirren tief verletzt worden war, eine immer noch ausschlaggebende Schicht, die in der Krisis des Gesamt Vaterlandes sich auf jene blutlose Gerechtigkeit versteifte, die Keller in den «gerechten Kammachern» an die Wand gezeichnet hat, eine liberale zielbewußte Minderheit, Schützen, die ihre eidgenössischen Kameraden als Brüder stürmisch und herzlich begrüßten, Föderalisten und Revisiöner sollten ein harmonisches Fest, einen harmlosen Waffenstillstand durchhalten, während im Wallis bereits Bürgerblut geflossen war!

Mit dem eidgenössischen Freischießen wurde die Erinnerungsfeier zu Ehren der Helden von St. Jakob verbunden. Vierhundert Jahre waren vergangen, seitdem vor den Toren Basels um den Sieg gerungen worden. Diese Gedenkfeier fand am 30. Juni 1844, also nicht am eigentlichen Datum des Schlacht-tages, statt. Vom folgenden Tage, dem 1. Juli bis zum 8. Juli dauerte das Freischießen. Acht Tage lang knallten die Flinten auf der Schützenmatte, und in der dreischiffigen Festhütte

wogte ein ungewohntes Leben. Jeder Tag führte Scharen von Schützen und Neugierigen nach der RheinStadt. Die Tagsatzung unterbrach sogar zum größten Aerger der Altgesinnten ihre Sitzungen.

Von den konservativen Baslern hatte mancher der Stadt den Rücken gedreht. Als des Nachts Straßen und Häuser festlich beleuchtet wurden, da blieben gerade im vornehmen Quartier zahlreiche Fenster im Dunkel. Auf der radikalen Seite aber war die Freude groß, daß sich die Schützen in Basel zusammenfanden und daß in leidenschaftlichen Reden «der Geist der jungen Eidgenossenschaft» sich geltend machen konnte.

Die schlimmste Störung des Festfriedens ereignete sich am 5. Juli, als die Walliser anrückten und ihr Sprecher den Sieg der Oberwalliser über die Jungschweizer rühmte. Der St. Galler Curti schleuderte seine Anklagen gegen die Walliser Regierung. Die Walliser Fahne wurde auf der Fahnenburg nicht geduldet. Sie mußte weg. Nur mit Mühe gelang es den Baslern, den verfeimten Wallisern einen einigermaßen anständigen Abzug zu sichern.

Ein halbes Jahr nach dem Basler Freischießen kam es zum ersten Freischarenzug gegen Luzern. Schon in Basel war unter den Schützen die Drohung gefallen, daß man sich selber gegen die Jesuiten und Aristokraten helfen müsse, wenn von der Tagsatzung nicht eingeschritten werde. Daß jedoch bereits eine Abrede getroffen worden, außerhalb von Ordnung und Gesetz den andersgesinnten Miteidgenossen den Willen aufzuzwingen, das hat nie bewiesen werden können.

Als Sinnbild der Freiheit, Sinnbild des neuen Bundes galt den Liberalen die *Schützenfahne, das Banner mit dem weißen Kreuz im roten Feld*. Den Konservativen war sie ein Aergernis. Lange vor dem Basler Fest schrieb die «Basler Zeitung»: «Unsere Farbe soll Trumpf sein! Wenn wir ein Fest geben, so soll auch unsere Gesinnung dabei herrschen.» Im «Grünen Heinrich» nun bildet die ehrenhafte, auf einer wogenden und doch heitern und verantwortungsbewußten Vaterlandsliebe

ruhende Kampf Stimmung den Grundton des Basler Festes. Ueber dem «brausenden, tosenden Plan» flattern die Fahnen, die eidgenössische Schützenfahne und die kantonalen Zeichen. In der Besprechung von Gotthelfs «Zeitgeist und Bernergeist» ließ Keller noch ein gewitterhaftes Grollen vernehmen. Er zürnte mit dem Fabeldichter Fröhlich, weil von diesem «starken Talent der poesiebeflissenen Schweiz» zur Zeit, da die Schweizer «in einem harten Ringen um ein erneutes eidgenössisches Prinzip begriffen waren», die eidgenössische Schützenfahne als «ein seidener Fetzen von Lumpen getragen oder dergleichen» gescholten wurde, die Fahne, die damals als die einzige das weiße Kreuz im roten Felde trug, und die «den nach bessern Zuständen sich sehnenen Schweizern ein Symbol war, das sie mit lärmendem, aber wahren und liebevollem Enthusiasmus begrüßten, wo es sich zeigte». Der «schmollende Poet» Fröhlich war gescheit und versöhnlich genug, um nachträglich, am großen Schießen von 1849, die Fahne, die für einmal gesiegt hatte, in Reimen höflich zu begrüßen.

Er war übrigens nicht der einzige, der vor dem endgültigen Austrag zwischen Radikalen und Konservativen abschätzig das Zeichen des neuen Bundes als Fetzen Tuch schmähte. Der Hauptredaktor der «Basler Zeitung» wurde um eines solchen Artikels willen von der Tribüne des Glarner Schützenfestes 1847 sogar in Verruf erklärt. In einer Betrachtung über das Fest von 1844, in welcher der Interimsredaktor Burckhardt als junger Repräsentant der «Partei des Rechts» und des föderalistischen Legitimus schonungslos mit den Gegnern abrechnete, wurde den Radikalen vorgeworfen, «sie organisierten einen Götzendienst der eidgenössischen Schützenfahne, der ‚Vorsehung der Schweiz‘»<sup>7</sup>. Man spürt den Aerger darüber, daß auf der Gegenseite dieses Symbol als Feldzeichen eines neuen Bundes verherrlicht wurde. Dem Schützenkomitee, das in stattlicher Begleitung die Fahne nach Basel brachte, wurden unterwegs Ehrenbogen errichtet, und in Vers und Prosa begeisterte sich die «Schützenzeitung» an der Fahnen-Reise. Der

<sup>7</sup> Vgl. Emil Dürr, Jacob Burckhardt als politischer Publizist. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Werner Kaegi.

«Christliche Volksbote» entsetzte sich begreiflicherweise, wenn da von einem ungenannten Poeten gedichtet wurde:

Sie flattert frei: sie ist der Freiheit Fahne!  
 Das Kreuz macht frei die Welt,  
 Es macht sie frei von allem Sündenwahn . . . usw.

War das nicht Blasphemie? War der Spott nicht völlig gerechtfertigt? Kurz und bündig, mit Würde, wies Landammann Brosi die Verächtlichmachung zurück, als er auf der Schützenmatte das Banner dem Basler Oberstschützenmeister Minder in Obhut gab «als das gemeinsame schweizerische Feld- und Bundeszeichen».

Auch Keller verherrlichte, im Mai 1843, dieses Symbol:

Die Fahne, der ich folgen muß,  
 Ist weiß und purpurrot!  
 Ein Augentrost und Himmelsgruß  
 Dem Vaterland in Not!

Nach der Niederlage der freisinnigen Unterwalliser, nach dem Mißlingen des ersten Freischarenzuges, als die Sieger strenges Gericht ergehen ließen, Ende 1844, überarbeitete Keller das Gedicht. Die vierte Strophe erhielt eine neue Form:

In Fetzen hängt sie hoch und stolz  
 Und peitscht die Himmelsluft!  
 Doch unten um das Fahnenholz  
 Steigt auf ein Leichenduft.

Emil Dürr hat mit richtigem Empfinden den Hohn abgelehnt, der die Begriffsverbindung von Schützenbanner und Nation verkannte oder nicht wollte gelten lassen. «Dieser ergreifende und übertriebene Fahnenkultus muß so ernst wie nur möglich genommen werden», schreibt er.

In den Schmähungen konservativer Kreise machte sich nicht zuletzt die Verärgerung darüber geltend, daß eben doch die eidgenössische Farbe auf dem Fest Trumpf war. Das war ja auch nicht anders möglich, da das Freischießen und in Verbindung damit die Säkularfeier der Schlacht von St. Jakob

von den Schützenkreisen ausgingen. Durch ein ad hoc gebildetes Komitee von «Privatleuten» sollte ihr Einfluß eingeschränkt werden<sup>8</sup>. Aber Trumpf blieb trotzdem die rotweiße Farbe, ausschlaggebend das Freischießen. Denn auch die Säkularfeier wurde nicht auf den Tag der Schlacht (26. August) angesetzt, sondern auf den 30. Juni, und eine säuberliche Trennung war unmöglich. Die Feier auf dem Schlachtfeld war zugleich, fast zwangsläufig, feierlicher Empfang der Schützenfahne und der Eidgenossen, und war Eröffnung des Freischießens. Auf dem Aeschentor wurde die schweizerische Fahne aufgezogen. Ueber den Festbauten flatterte das weiße Kreuz. Auf dem Turm der Fahnenburg erhob sich die Statue des Heman Sevogel, der mit der Linken auf die eidgenössische Fahne in seiner Rechten hinwies. Das Schützenfest wurde «tatsächlich zu einer gewaltigen Landsgemeinde der freisinnigen und nationalistischen Schweiz».

In der festlich geschmückten Stadt, wie sie der Dichter im «Grünen Heinrich» schildert, wehen die rot und weißen Flaggen von allen Türmen, als ob es nie einen Streit darüber gegeben hätte, welche Farbe Trumpf sein müsse. Alles Gehässige hat sich wie Dunst aufgelöst. Es bleibt nur der starke Eindruck eines um seine Zukunft ringenden Volkes.

An diesem Kampf um das «neue Prinzip» nahm *Keller*, dem wir uns nun zuwenden, mit allen Fibern seines Wesens teil. Von Anfang an stellte er sich dahin,

. . . wo das Herz schlägt,  
auf der Menschheit frohe Linke,  
auf des Frühlings große Seite.

---

<sup>8</sup> Ueber den Widerstand des Organisationskomitees: Max Burckhardt im Gedenkbuch, S. 256. — Mir scheint die Absicht aus den Akten ersichtlich. Die Verärgerung der Initianten ist begreiflich. Es handelt sich nicht nur um Eifersucht oder Empfindlichkeit. Es kam das Mißtrauen gegen die Schützenkreise und besonders gegen ihre radikalen Führer zur Geltung. Ihre Farbe sollte eben nicht Trumpf sein.

Als er, einundzwanzigjährig, «zur Vervollkommnung seiner Malerkunst» nach München auszog, war er, wie der grüne Heinrich in der ersten Fassung, zwar noch «ein Buchrepublikaner», aber davon überzeugt, daß die schweizerische Demokratie fähig sei, ein durchaus selbständiges Bundesleben zu entwickeln, das sich von jedem andern Nationalleben durch seine geschichtliche freiheitliche Idee unterscheide. Mehr als seiner Kunstausbildung gut war, ging er dort den politischen Neuigkeiten nach: er las regelmäßig im Wagnerbräu den «Erzähler» und die «Neue Zürcher Zeitung», dazu die «Allgemeine Zeitung», und gutmütig schickte ihm die Mutter den Distelikalender. Er war ein liberaler Parteigänger, als er, ohne sein Ziel erreicht zu haben, nach fast drei Jahren sich heim zur Mutter flüchtete. Den Winter hindurch «vegetierte» er «ziemlich langweilig und elend». Im Malen fand er weder Trost noch Erfolg. Da entschied «der Ruf der lebendigen Zeit» den innern Zwist, es vollzog sich die Wandlung zum Dichter, die neben dem Malerwesen sich längst vorbereitet hatte. Das Jahr 1843 wurde sein Schicksalsjahr. Er begeisterte sich für Anastasius Grün, er bejubelte Herwegh in zwei Sonetten. Er fand Aufmunterung im Kreise der Liberalen. Die Jahre 1843 bis 1845 waren für seine dichterische Entwicklung außerordentlich fruchtbar. Die Verse strömten ihm zu, wie wenn jetzt der Damm durchbrochen wäre. Es sind dieselben Jahre, in denen in Zürich der Liberalismus sich von den Rückschlägen der Septemberreaktion des Jahres 1839 erholte und in erfolgreicher Opposition die Führung gewann. Es ist dieser politische Prozeß, den Keller im Auge hatte, als er die Situation charakterisierte, wie sie sich dem grünen Heinrich darstellte, als dieser in die erregte Volksbewegung auf dem Basler Schützenfest geriet.

Das Pathos der Parteilidenschaft bezeichnet er selber als eine Hauptader seiner «Dichterei». Das erste Kampfgedicht, das gedruckt wurde, ist der «Jesuitenzug». Es erschien in der Wochenschrift «Die freie Schweiz» (3. Februar 1844), die von Emanuel Scherb herausgegeben wurde. Scherb war seit der Gründung des Blattes Redaktor der «National-Zeitung» gewesen und hatte sich nach Winterthur verzogen, nachdem

er für einen Artikel zum zweiten Mal in Basel eine Gefängnishaft abgebußt hatte.

Daß sich Keller nach der Rückkehr aus München wieder an seine liberalen Gefährten anschloß und daß er gegen Zöpfe und Finsterlinge seine Invektiven schleuderte, war selbstverständlich. Sein politisches Bekenntnis in der «Frau Regel Amrain und ihr Jüngster» stimmt überein mit den Ueberlegungen im «Grünen Heinrich»: «Wer freisinnig ist, traut sich und der Welt etwas Gutes zu und weiß mannhaft von nichts anderem, als daß man hiefür einzustehen vermöge . . .» An dieser Grundsätzlichkeit ändert sich nichts, «auch wenn zur Zeit ihre Vertreter noch schwache Menschen sind».

In einem Brief aus dem Sommer 1845 begründete sein Freund Hegi die Abneigung gegen das Politisieren damit, daß schlimmerweise die, «welche aufs Volk den meisten Einfluß haben, gerade nicht die sind, die aus reinen Absichten handeln». Keller bestritt das nicht. Er war und blieb sich des Unterschiedes zwischen Ideal und Wirklichkeit im politischen Streben zeitlebens bewußt, und mehr als einmal trug er seinen Spieß in den Kampf gegen die ungetreuen oder gar unsaubern Verwalter der politischen Ideale. Sein Optimismus bestand nicht darin, die Wirklichkeit zu fälschen und das Volk aus schwächerer Liebe zu glorifizieren, sondern darin, auch die Schwächen zu erkennen und trotzdem auf den guten Ackergrund des Volkes zu vertrauen und das Erreichbare «als goldene Pflicht» zu erstreben. Darum antwortete er Hegi: «Auf die Vertreter und die Streitenden, auf die Personen kommt es nicht an, durchaus nicht an! Die *gute Sache* muß die Streiter allmählich machen und veredeln, nicht die Streiter die Sache.» In seiner berückenden aber nicht ungefährlichen Mischung von Fröhlichkeit und Ernsthaftigkeit meldete er seinem «liebsten Leemann», im September 1845, daß er das Malen an den Nagel gehängt habe und zum Dichter erklärt worden sei: «Du mußt wissen, daß ich ein erzradikaler Poet bin, und Freud und Leid mit meiner Partei und meiner Zeit teile.» Nie aber stellte er den Parteigängern einen Freibrief aus. Er wird vielmehr zum Prediger ehrlicher und sauberer anständiger Gesinnung.

Er wäre der letzte gewesen, in Bausch und Bogen zu beloben, was unter dem Zeichen des Radikalismus geschah. Er ließ sogar die Parteiseitenhiebe Gotthelfs insofern gelten, «als sie nicht immer ungerecht waren gegen manche Narrheiten und Lumpereien des Liberalismus . . . Denn Wahrheit schadet nirgends und ist in allen Dingen gut». Aber mit dem allgemeinen Vorwurf, den gerade die «Basler Zeitung» aufreizend gegen den «Brüllradikalismus» erhob, wurden ungerichterweise auch jene patriotisch ehrlichen Redner getroffen, denen es wirklich um die Zukunft des Vaterlandes zu tun war. Was Paul Burckhardt (im «Neujahrsblatt» von 1913 und entsprechend in seiner prächtigen «Basler Geschichte») über die Ergriffenheit jener Männer schreibt, bleibt beherzigenswert: «Ihr starkes und echtes patriotisches Empfinden beschämt uns doch tief.»

Was die sieben Mannen im «Fähnlein» oder die Schützen auf dem Basler Fest zusammenschließt, das ist die Devise in goldener Schrift: «Freundschaft in der Freiheit.» Das ist «die Freundschaft von Vaterlands wegen, die Freundschaft aus Freiheitsliebe». Das aber ist auch Grundthema mancher Schützenrede, die von der Basler Festtribüne oder von der Fahnenburg gesprochen wurde. Was Keller in der Schilderung des Basler Festes über die Freischarenzüge schreibt, das hat als nachträgliche Selbstkorrektur besonderes Gewicht und hat um so größeren Reiz, weil er — also diesmal der Dichter im Person und nicht sein Romanheld — an beiden Zügen, ohne irgendwelchen Ruhm einheimen zu können, teilgenommen hat.

Ueber der Schilderung der grollenden Volksbewegung im «Grünen Heinrich» liegt der Sonnenschein der Heimatliebe. Denn durch die Gegensätze hindurch ist fühlbar die Zusammengehörigkeit. Auch im politischen Streit verliert er das große, dem Parteiwesen übergeordnete Ziel nicht aus dem Auge. Vergessen wir nicht, daß sein Lied «An das Vaterland» vom September 1843 in einer Zeit niedergeschrieben worden ist, in der schweizerisches Denken durch den kantonalen Egois-

mus erschüttert war. «Wir hängen zusammen wie Sandkörner», klagte einmal der Berner Bonstetten über den Tiefstand der Eidgenossenschaft, die sich durch die Mächte bevormunden ließ. Mit dem Vaterlandslied hat Keller seinerseits das Bekenntnis zur Eidgenossenschaft abgelegt. Es ist nicht die Form, sondern die Wahrheit der Empfindung und des Gedankens, die diesen Strophen, an denen der Dichter später manches aussetzen hatte, Lebensdauer gesichert hat. Denn die Liebe zum Vaterland als Liebe zur Freiheit ist tatsächlich die ursprünglichste und darum auch wirksamste Kraft, wo es sich darum handelt, für die Existenz unserer Heimat einzustehen.

Ursprünglich enthielt dieser «nationale Psalm» zwei Strophen, in denen der Dichter seinem Schmerz über die Zwietracht Ausdruck verlieh, ebenso seinem Willen, nicht nur «in der streitenden Parteien Reihen» zu kämpfen, sondern auch dem «gerechten Gegner» Liebe zu schenken. Der Blick war also über den augenblicklichen und notwendigen Kampf hinausgerichtet. Als er den «Grünen Heinrich» umarbeitete, war der Umbau der Eidgenossenschaft geglückt; die Kampfzeit der Sonderbundsjahre gehörte der Vergangenheit an. Ausführliche politische Gedankengänge, wie die Charakterisierung der Jesuiten, wurden darum gekürzt. Die Schilderung des Basler Schützenfestes wurde gestrichen. Von der Säkularfeier zu St. Jakob blieb nicht ein Buchstabe übrig. Eine kostbare Ergänzung aber ist der Lobpreis der Heimat. Rüstig der Vaterstadt zuschreitend, wird Heinrich von Freude und Stolz erfüllt: «Mit der Gedankenlosigkeit der Jugend und des kindischen Alters hielt ich die Schönheit des Landes für ein historisch-politisches Verdienst, gewissermaßen für eine patriotische Tat des Volkes, gleichbedeutend mit der Freiheit selbst.»

Auf der Grundlage staatsbürgerlicher Aktivität florierten Kellers Freuden, die, bis ins Alter, mit einem «*Gang ins Volk*» verbunden waren. Wie die sieben Alten reiste auch er gern zu schweizerischen Festen. «Der eidgenössische Festwein ist der Gesundbrunnen, der ihr Herz erfrischt», erklärt ihr jugendlicher Bannerherr, «das sommerliche Bundesleben ist die Luft, die ihre alten Nerven stärkt, der Wellenschlag eines frohen

Volkes ist das Seebad, welches ihre steifen Glieder wieder lebendig macht.»

Auch auf dem Doppelfest zu Basel «schillerten Zorn und Freude so blitzend durcheinander wie der rote und weiße Wein, während die leidenschaftlichen Tischreden von der Tribüne tönnten». Von der Abneigung der Regierung, von dem bestehenden Mißtrauen und der tatsächlich vorhandenen Doppelspurigkeit in der Organisation vernehmen wir erfreulicherweise im «Grünen Heinrich» nichts. Der Gegensatz hier ist lediglich der Widerstreit der beiden Parteien auf gesamtschweizerischem Boden. Das politische Branden und Tosen erhöht sogar die Festfreude. «Die alte schöne Stadt Basel» prangt im Festschmuck; es ist die «reiche Stadt, welche mit ihren zahlreichen silbernen und goldenen Ehrengewäßen den Wirt machte». Ihre Haltung ist durchaus ehrenhaft. Gotthelfs wandernder Jakob sieht Basel als «köstlichen Karfunkel am blauen Himmelsgewölbe». So erlebt auch Heinrich die alte Stadt am Rhein.

Durch alles hindurch spürt man Kellers Freude an schönen Formen und Farben. Die Freude an vaterländischen Festen lag ihm im Blut. Ihm waren aber auch die Schattenseiten, die Gefahren vaterländischen Festjubels nicht verborgen. Der Demokrat Martin Salander wird mit der Hochzeit «am Herzen des Volkes» beinahe zum Zerrbild. Im «Verlorenen Lachen» hatte der Dichter ursprünglich «einen burlesken Festlumpen im Auge, der im nüchternen Leben nicht zu brauchen ist». Wie nahe berührt er sich doch mit Gotthelf, der nach Basel zum Feste kam mit dem Gedanken, gegen die Festbummelei einen scharfen Pfeil zu schneiden! In Kellers verwegenen Schlußzeilen des morgenfrischen «Wegeliedes» rauscht unbekümmerte Festfreude, die dem einen zum Glück, dem andern zum Bankrott ausschlagen kann. Sangbar bleiben seine Festlieder. Auch sie sind Wegzeichen unserer Geschichte. Das Wesentliche ist darin besonders klar ausgedrückt, so im Sonderbundslied der Zentralgedanke:

Wir stritten nicht um Geld und Gut  
Und nicht um Land und Leute.

Die Leute waren wir alle selbst,  
Ein neuer Bund die Beute,  
Ein neues Recht, ein neues Haus  
Doch auf dem alten Plan . . .

Um das neue Recht ging es auch auf dem Freischießen in Basel.

Auf den neuen Bund zielte sein Weckruf, als er im Jahre 1843, aufgeschreckt durch die politischen Lyriker, seiner dichterischen Berufung gewiß wurde. Innerlich ergriffen skandierete er seine zornigen oder von der Wehmut um das Vaterland überschatteten Verse. Das Fest im «Grünen Heinrich» ist bereits dichterisch geschaut, als ein zurückliegendes, auch wieder geschichtlich gewordenes und abgeschlossenes Ereignis. Es ist eingeordnet in einen größern gedanklichen und künstlerischen Zusammenhang. Wie aber Keller bald jubilierend, bald um Freiheit und Vaterland trauernd, das Schicksal der Heimat ganz unmittelbar empfunden und ausgedrückt hat, das spricht zu uns in seinen Liedern. Leider hat er von der letzten Gedichtsammlung nicht nur ausgeschlossen, was er als «die grobe Seite meiner Produktion» kennzeichnete — und was zur Einfühlung in seine Persönlichkeit wie als historisches Dokument doch wieder unersetzlich ist —, sondern auch so ergreifend schöne Verse wie den Kranz «Auf die Gräber der gefallenen Jungschweizer» im Wallis, eine Elegie, die er Mitte Juni 1844, also kurz vor dem Basler Fest, niedergeschrieben hat. — Wie einfach und doch über den politischen Augenblick hinausweisend schloß die Urform der «Nacht im Zeughaus» aus derselben Krisenzeit:

Lebe wohl, du Haus des Ruhmes,  
Grabmal toten Heldentumes!  
Seid uns Sporn, ihr teuren Waffen,  
Daß wir auch das unsre schaffen.

Jammerschade, daß die herrlichen Terzinen aus dem Juli 1844 — während in Basel der Festtrubel rauschte — später keine Gnade vor seinen Augen gefunden haben:

Mir war nur Luft und Waldesgrün vonnöten  
Und eine Handvoll Blumen von der Haide,  
Um träumend so den langen Tag zu töten.

Nun aber ergeht mit Macht «der Dichter Landsturm»:

Und wie die Flamme plötzlich mir erglommen,  
 Laß ich sie flackernd in die Lüfte wehen  
 Und komme mit dem wilden Strom geschwommen.  
 O steigt nieder rings von Bergeshöhen,  
 All, denen noch ein Lied im Busen schimmert . . .

Man muß das Lied «An mein Vaterland» in der ursprünglichen Form lesen, um die gemühtiefe Hingabe, zugleich auch Zorn und Versöhnung, prosaisch gesprochen: die Rechtschaffenheit auch in politischen Dingen und dem Gegner gegenüber, zu erfassen.

Diesen rechtlichen Sinn bewährte er auch *Gottbelf* gegenüber. Er ging mit ihm ins Gericht, mit dem Schriftsteller, dem Bürger und dem durch die Sorge um die Religion bedrängten Parteigegner, daß es nur so eine Art hat. Aber das letzte, das stärkste Wort ist Anerkennung. Sie gilt der Persönlichkeit, dem kompromißlosen Charakter, wie dem Schriftsteller. Er sieht in ihm ein Genie schlechtweg, und er hebt sogar politisch den Schild über ihn. Den Radikalen galt der Pfarrer von Lützelflüh als einer der gefährlichsten Gegner unter den Literaten. Aber dieser selbst begrüßte — wohl zum Staunen der Konservativen — das Basler Schützenfest mit der umfangreichen Flugschrift: «Eines Schweizers Wort an den schweizerischen Schützenverein». Das war «eine gewaltige vaterländische Predigt, ein wichtiges Dokument zur Geschichte des schweizerischen Nationalbewußtseins». Sie war auf «feierliche Verklärung des Anlasses abgestimmt», schreibt Walter Muschg<sup>9</sup>. Dabei trug er sich bereits mit dem Gedanken, in Basel sein «Material» für eine Schützennovelle zu ergänzen, in der er die moralische Lumperei traktieren wollte. Schon das allein war für ihn ein Grund, in Person am Basler

<sup>9</sup> W. Muschg: «Gottbelf». S. 380; sie war «eine nicht weniger freimütige Annäherung an das radikale Lager». — Ein Widerspruch zu seiner politischen Ueberzeugung, wie man vermuten könnte, besteht nicht.

Fest teilzunehmen. Das Wichtigste, das er im Manifest den Schützen zu sagen hatte, war, «daß vom Hause aus die Wiedergeburt der Schweiz gehen müsse». Also eine Regeneration aus sittlicher Erneuerung. In diesem Zusammenhang steht jener mit Recht immer wieder zitierte Satz: «Man lasse sich nicht verleiten durch ödes, irres Geschwätz! Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterlande. Aus dem Hause stammt die öffentliche Tugend, und wer kein treuer Hausvater ist, dem fehlet des alten Schweizers Art und Weise, dem fehlet der Heldenmut, der aus der Seele stammt.»

Es ist so viel von der Gegensätzlichkeit dieser beiden größten Dichter unseres Volkes die Rede, daß wir beinahe blind geworden sind für das, was ihnen gemeinsam ist, und daß dieses Gemeinsame im Unvergänglichen ruht, während das, was sie politisch trennte, der Vergangenheit angehört. Sie waren und sind Volkserzieher, und jeder von ihnen hat als ein Wissender und als ein Jünger dem Schutzgeist Pestalozzi Dank und Verehrung dargebracht. Jeder von ihnen schrieb aus der Verantwortung für das Volk. Und was Gotthelf von der Familie gesagt, das konnte ebensogut Keller niederschreiben. Er hat es auch getan. Und damit kehren wir uns wieder zum grünen Heinrich. Dieser hatte am fröhlichen Festleben in Basel keinen rechten Teil. Denn das Gewissen drängte ihn, zur Mutter zurückzukehren, der er kein Lebenszeichen mehr gegeben hatte. Nach drei Tagen riß er sich los. Als er aber in die Heimatstadt trat, begegnete ihm ein Leichenzug. Vom Kummer aufgerieben, war sie an der Sehnsucht nach ihrem Kinde gestorben. Da verwirkte er das Recht auf Glück. «Sein Leib und Leben brach und er starb in wenigen Tagen.»

So lesen wir im Urheinrich. In der Umarbeitung schließt der Lebensroman, auf Drängen der literarischen Freunde, mit einem versöhnlichen Finale. Aber der ursprüngliche Sinn wurde dadurch umgebogen. Was der Roman an Kunstwert gewann, das verlor er an naiv ethischem Gehalt. Der ursprüngliche Sinn war kein anderer als derjenige in Gotthelfs Schützenmanifest oder in Pestalozzis «Lienhard und Gertrud», daß, um mit Alexandre Vinet zu reden, das, was dem Staat zum Ge-

deihen oder zum Verderb ausschlägt, unter dem Dache des Vaterhauses reift. «Im Hause muß beginnen . . .»

Gotthelf und Keller, weltanschaulich getrennt, begegnen sich in dem tiefen Ernst ihrer ethischen Betrachtungsweise. Der Aufsatz «Am Mythenstein», in dem der Zürcher seine Gedanken über schweizerische Nationalfeste entwickelte, schloß mit der Mahnung: «Eine einseitige Festvirtuosität ohne dazugehörendes Lebensgeschick wäre kein Heil. Wer vom Nationalfeste in die Unzufriedenheit des bürgerlichen Elendes zurückkehren muß, dem ist es nur eine niedrige Betäubung, oft die Quelle neuer Bitterkeit und Schmach.» Ähnliche Gedanken finden wir bei Gotthelf. Der ursprüngliche Ausgang des «Grünen Heinrich» ist nicht überzeugend. Aber wir erkennen die erzieherische Absicht des Dichters: geistige und künstlerische Bildung genügen nicht; Heinrich muß verantwortlicher, am politischen Leben beteiligter Republikaner werden. Er tritt in Rechte und Pflichten ein, die unabdinglich sind. Das ist ja auch die Krönung im Erziehungswesen der Frau Amrain: sie weckt in ihrem Fritz als letztes noch die Bürgerpflicht.

Zum sichtbaren Höhepunkt dieses, wie wir heute sagen: staatsbürgerlichen Vorganges in Heinrichs Leben hätte das Basler Doppelfest werden können. Durch die spätere Umarbeitung ist der Ruf des Vaterlandes abgeschwächt, die Tatsache des Basler Festes ausgemerzt worden. Keller, der doch sonst auf das Sichtbarmachen Wert legt, gab nunmehr die Anschaulichkeit preis, die mit dem Namen Basels und mit dem Heldentum von St. Jakob verbunden war.

\*

Der autobiographische Roman «Der grüne Heinrich» ist in der Hauptsache in Berlin entstanden. Er erschien 1853/4 im Druck. Im 14. Kapitel des vierten Buches verläßt Heinrich, von der Unruhe über das Schicksal seiner Mutter ergriffen, das Grafenschloß. Trotz dieser berechtigten Sorge kehrt er nicht auf dem kürzesten Wege in seine Vaterstadt — unver-

kennbar Zürich —, sondern über Basel zurück. Hier gerät er in den festlichen Trubel.

Auch in der umgearbeiteten Form des Romans müßten die Erlebnisse in Basel einen Bestandteil des 14. Kapitels des letzten Buches bilden. Es kann dem Leser nicht schwerfallen, wenn er die übliche Ausgabe zur Hand nimmt, die Lücke festzustellen, die durch das Herausbrechen der Basler Abschnitte entstanden ist. Auch da trifft Heinrich auf «das Getöse jener politischen Aktionen», sobald er den Rhein überschritten hat. Aber Keller drängt hier Heinrichs Erlebnis auf einen einzigen Abschnitt zusammen.

Wir füllen die Lücke aus durch die Wiedergabe des Textes aus der ersten Fassung. Dabei legen wir den Wortlaut der Studienausgabe von Emil Ermatinger zugrunde, die wir durch Textvergleiche überprüft haben.

Der Dichter erzählt, wie Heinrich «in einem Bogen durch Süddeutschland auf die Stadt Basel zu» reiste. Er fährt fort:

«So gelangte er an einem schönen Junimorgen in die alte schöne Stadt Basel und sah den Rhein wieder fließen, vorüber an dem alten Münster. Schon alle Straßen, die nach der Stadt führten, waren mit Tausenden von Fuhrwerken und Wagen bedeckt, welche eine unzählige Menschenmenge aus allen Gauen, sowie aus dem Französischen und Deutschen nach Basel trugen; die Stadt selbst aber war ganz mit Grün bedeckt und mit rot und weißen Tüchern, Flaggen und Fahnen, die von allen Türmen wehten. Denn es wurde heute die vierhundertjährige Jubelfeier der Schlacht bei Sankt Jakob an der Birs begangen, wo tausend Eidgenossen zehntausend Feinde totschlugen und deren vierzigtausend von den Landesgrenzen abhielten durch den eigenen Opfertod, während im Schoße des Vaterlandes der Bürgerkrieg wütete. Am gleichen Tage ward auch das große eidgenössische Schützenfest eröffnet, welches alle zwei Jahre wiederkehrt und dazumal in Basel den höchsten bisherigen Glanz und Gehalt erreichte, da es gegenüber der alten kraftlosen Tagsatzung das politische rendez-vous des Volkslebens war in einer gährenden Umwandlungszeit.

So stieß Heinrich gleich beim Eintritt ins Land mitten auf seine rauschende und grollende Bewegung, und ohne auszu-ruhen ging er mit den hunderttausend Zuschauern auf das Schlachtfeld hinaus und wieder zurück in die reiche Stadt, welche mit ihren zahlreichen silbernen und goldenen Ehren-gefäßen den Wirt machte. Doch mit dem Mittage räumte die geschichtliche Feier der Vergangenheit der treibenden Gegenwart den Platz ein, und unter der großen Speisehütte des Schießplatzes aßen schon an diesem ersten Mittag fünf-tausend waffenkundige Männer zusammen, indessen am andern Ende des Platzes auf eine unabsehbare Scheibenreihe ein Rottenfeuer eröffnet wurde, welches acht Tage lang anhielt, ohne einen Augenblick aufzuhören. Dies war kein blindes Knattern wie von einem Regiment Soldaten, sondern zu jedem Schusse gehörte ein wohlzielender Mann mit hellen Augen, der in einem guten Rocke steckte, seiner Glieder mäch-tig war und wußte, was er wollte.

Inmitten der hölzernen Feststadt, deren Ordnung, Gebrauch und Art trotz aller Luftigkeit herkömmlich und festgestellt war und ihre eigene Architektur erzeugt hatte, ragten drei monumentale Zeichen aus dem Wogen der Völkerschaft, die das große Viereck ausfüllte. Ganz in der Mitte die ungeheure grüne Tanne, aus deren Stamm ein vielröhriger Brunnen sein lebendiges Wasser in eine weite Schale goß. In einiger Ent-fernung davon stand die Fahnenburg, auf welcher die Fahnen der stündlich ankommenden Schützengesellschaften gesteckt, und unter deren Bogen dieselben begrüßt und verabschiedet und die letzten Handschläge, Vorsätze und Hoffnungen ge-tauscht wurden. Auf der andern Seite der Tanne war der Gabensaal, welcher die Preise und Geschenke enthielt aus dem ganzen Lande, sowie von allen Orten diesseits und jenseits des Ozeans, vom Gestade des Mittelmeeres, von überall wo nur eine kleine Zahl wanderlustiger, erwerbsfroher Schweizer sich aufhielt oder die Jugend auf fernen Schulen weilte. Der Ge-samtwert erreichte diesmal eine größere Höhe als früher je, und das Silbergerät, die Waffen und andere gute Dinge waren massenhaft aufgetürmt.

Während nun in den Stuben der Doktrinäre, in den Sälen der Staatsleute vom alten Metier und in der Halle des Bundes von Anno funfzehn das politische Fortgedeihen stockte und nichts anzufangen war, trieb und schoß dasselbe in mächtigen Keimen auf diesem brausenden tosenden Plan, über dem die vielen Fahnen rauschten. Das Land war mitten in dem Kampfe und in der Mauser begriffen, welche mit dem Umwandlungsprozesse eines Jahrhunderte alten Staatenbundes in einen Bundesstaat abschloß und ein durchaus denkwürdiger, in sich selbst bedingter organischer Proceß war, der in seiner Mannigfaltigkeit, Vielseitigkeit, in seinen wohlproportionierten Verhältnissen und in seinem erschöpfenden Wesen die äußere Kleinheit des Landes vergessen ließ und sich schlechtweg lehrreich und erbaulich darstellte, da an sich nichts klein und nichts groß ist und ein zellenreicher summender und wohlbewaffneter Bienenkorb bedeutsamer anzusehen ist, als ein mächtiger Sandhaufen.

Das erste Jahrzehend, welches Anno dreißig die Fortbildung zur freien Selbstbestimmung oder zu einem jederzeit berechtigten Dasein oder wie man solche Dinge benennen mag, wieder aufgenommen hatte, war unzureichend und flach verlaufen, weil die humanistischen Kräfte aus der Schule des vorigen Jahrhunderts, die den Anfang noch bewirkt, endlich verklungen waren, ehe ein ausreichendes Neues reif geworden, das für die ausdauernde Einzelarbeit zweckmäßig und richtig, in seinen Trägern frisch und anständig sich darstellte. In die Lücke, welche die Stockung hervorbrachte, trat sofort die vermeintliche Reaktion, welche ihrer Art gemäß sich für höchst selbständig und ursprünglich hielt, in der Tat aber nur dazu diente, dem Fortschritt einen Schwung zu geben und es ihm möglich machte, nach mehrjährigen Kämpfen endlich die sichere und bewußte Mehrheit zu finden für die neue Bundesverfassung. Es begann jene Reihe von blutigen oder trockenen Umwälzungen, Wahlbewegungen und Verfassungsrevisionen, die man Putsche nannte und alles Schachzüge waren auf dem wunderlichen Schachbrett der Schweiz, wo jedes Feld eine kleinere oder größere Volkes- und Staatssouveränität war, die

eine mit repräsentativer Einrichtung, die andere demokratisch, diese mit, jene ohne Veto, diese von städtischem Charakter, jene von ländlichem, und wieder eine andere wie eine Theokratie aussehend, und die Schweizer bezeugten bald eine große Uebung in diesem Schachspielen und Putschen.

Das Wort Putsch stammt aus der guten Stadt Zürich, wo man einen plötzlichen vorübergehenden Regenguß einen Putsch nennt und demgemäß die eifersüchtigen Nachbarstädte jede närrische Gemütsbewegung, Begeisterung, Zornigkeit, Laune oder Mode der Züricher einen Zürichputsch nennen. Da nun die Züricher die ersten waren, die geputscht, so blieb der Name für alle jene Bewegungen und bürgerte sich sogar in die weitere Sprache ein, wie Sonderbündelei, Freischärler und andere Ausdrücke, die alle aus dem politischen Laboratorium der Schweiz herrühren.

Der Zürichputsch war aber eine religiöse Bewegung gewesen, da der müßige Fortschritt, eingedenk des Sprichwortes, daß Müßiggang aller Laster Anfang ist, etwas an der Religion machen wollte, wie die Bauern sich ausdrückten, und zwar auf dogmatischem Wege. Die Kirche läßt sich aber von unkirchlichen Leuten nicht schulmeistern und umgestalten, sondern nur ignorieren oder abschaffen, wenn die Mehrheit dafür ist. Die Juristen waren sehr betrübt und entsetzt, zu sehen, daß die Religion dergestalt auf das Gemüt einwirken könne, daß selbst eine aufgeschriebene Verfassung damit zu brechen sei, und sie hielten über diesen Folgen ihrer müßigen Tat den Untergang der Welt nahe; die folgenden Putsche aber gewannen durch diesen Anfang ihr Losungswort, den Glauben, und infolgedessen fanden sich denn richtig die Jesuiten ein als die vollendeten Lückenbüßer der Geschichte und wurden von den der weiteren zweckmäßigen Ausgestaltung des Landes widerstrebenden Dialektikern und Schachspielern als handliche Schachfiguren benutzt, während sie wähten, um ihrer selbst willen und aus eigener Kraft da zu sein. Sie reichten gerade aus, durch ihr Wesen und ihre Bestimmung einen kräftigen und höchst produktiven Haß und Groll zu erregen, welcher auf dem Fest zu Basel dermaßen gewaltig rauschte, daß davon

die Rede war, in corpore aufzubrechen und in den Festkleidern, den Festwein im Blute, hinzuzuziehen, um den Jesuiten das Loch zu verstopfen und ihre verrückte Theokratie zu zerstören.

Dies blieb zwar nur eine Rede, doch wurde der Keim gelegt zu jener seltsamen Erscheinung der Freischarenzüge, wo seßhafte, wohlgestellte Leute, die sämtlich in der Armee eingereiht waren, sich in bürgerliche Kleidung steckten, sich zusammentaten, durch fingierte Handstreichs unter den Augen ihrer Regierungen Stück und Wagen aneigneten und gut bewaffnet auszogen, um in eine benachbarte Souveränität einzubrechen und die dortige gleichgesinnte Minderheit mit Gewalt zur Mehrheit zu machen. Diese vermummten Zivilkrieger wollten für sich nichts, weder Beute, noch Kriegsruhm noch Beförderung holen, sondern zogen einzig für den reinen Gedanken aus; als sie daher allein an dem Fluche der Ungesetzlichkeit und offenen Vertragsbrüchigkeit untergingen, trat der noch seltsamere Fall ein, daß sie sich nicht ihrer Tat zu schämen brauchten und doch eingestehen durften, es sei gut, daß sie nicht gelungen, indem ohne den tragischen Verlauf der Freischarenzüge der Sonderbund nicht jene energische Form gewonnen hätte, die den schließlichen Sieg der legalen und ruhigen Freisinnigen herausgefordert und ermöglicht hat. Dem wahrhaft freisinnigen Manne geziemt es, froh zu sein, wenn ihm das Ungehörige und Unüberlegte mißlungen, und er überläßt es den Despoten und wilden Bestien, einen blinden günstigen Zufall als Gnade Gottes und die Schärfe der Klauen als Recht auszukündigen.

Indessen hinderte der Zorn die Schweizer in Basel nicht, im größten Maßstabe zu zechen, und Zorn und Freude schillerten so blitzend durcheinander, wie der rote und weiße Wein, von welchem an dem bewegtesten Tage der Woche gegen neunzigtausend Flaschen getrunken wurden allein in der großen Hütte, während die leidenschaftlichen Tischreden von den Tribünen tönnten. Als Heinrich, der drei Tage auf dem Platze blieb, diese Kraft und Fülle sah, schien ihm dies fast bedenklich; denn nach dem stillen und innerlichen Leben, das er in der letzten Zeit geführt, dröhnte ihm das gewaltige

Getöse betäubend in das Gemüt; denn obgleich da durchaus kein wüstes oder kindisches Geschrei herrschte, sondern ein ausgedehntes Meer gehaltener Männerstimmen wogte, aus dem nur hie und da eine lautere Brandung oder ein fester feuriger Gesang aufstieg, so bildete doch diese handfeste Wirklichkeit und Rührigkeit einen grellen Gegensatz zu dem lautlosen entsagungsbereiten Liebesleiden Heinrichs von jüngst, aus dem nur etwa jener eintönige Starenruf herauströnte. Doch erinnerte er sich, daß dies eine alte Weise seiner Landsleute und nicht etwa ein Zeichen des Verfalles sei, und daß die sogenannten alten frommen Schweizer, welche so andächtig niederknieten, ehe sie sich schlugen, mit ihren langen Bärten und schiefen Kerbhütchen zuweilen noch viel wilder tun, bankettieren und rumoren konnten als die jetzigen, und daß also deswegen kein Verfall eingetreten und die Schweizer Schützen immer noch die seien, deren Vorfahren vor Jahrhunderten die Straßburger besucht, wenn diese schossen. Auch jetzt rollten ganze Bahnzüge voll Schweizer nach Straßburg hinunter; aber es gab dort keine freien reichsstädtischen Straßburger mehr, sondern nur französische Elsässer und französisches Militär.

Heinrich versöhnte sich also mit dem Zechgetöse, und zwar ließ er dem Gewalthaufen der Trinker sein Recht der Majorität, ohne das Recht seiner Person aufzugeben und sich diesmal ganz ruhig und nüchtern zu erhalten, da ihm die neueste Vergangenheit mit Dortchen und die nächste Zukunft mit seiner Mutter alle Lust fern hielten, sich irgendwie hervortun und jubilieren zu wollen. Dagegen kaufte er sich in der Stadt ein gutes Geschöß und mischte sich unter die Schießenden, nicht um irgend sein Glück zu versuchen, sondern um zu sehen, ob er für seinen Handgebrauch und für den Notfall etwa im Ernste mitzugehen im Stande wäre. Er hatte früher, ehe er in die Fremde gegangen, nur wenig geschossen bei zufälligen Gelegenheiten, und bei dem Leichtsinn, mit welcher seine Jugend die Sache in die Hand nahm, nichts Sonderliches ausgerichtet. Jetzt erfuhr er, wie der Ernst des Lebens und die Zeit fähig machen, auch die einfachsten Dinge besonnener in

die Hand zu nehmen, und während des Tages, an welchem er fleißig schoß, erlangte er die Gewißheit, bei fortgesetzter Uebung sich die Eigenschaft zu erwerben, nicht bloß ein Maulheld zu sein oder ein Bratenschütze, sondern in der Stunde der Gefahr etwa für seine Person und was ihm teuer war, einzustehen.

So wurde sein Heimweg gehemmt und aufgehalten, . . . so daß er sich losreißen mußte, um nur endlich weiter zu kommen. Da alle Posten und Fuhrwerke überfüllt waren, ließ er bloß seine Sachen mit der Post gehen und machte sich an einem kristallhellen Morgen zu Fuß auf den Weg, um endlich der Vaterstadt zuzueilen . . . Ueberall lag das Land im himmelblauen Duft, aus welchem der Silberschein der Gebirgszüge und der Seen und Ströme funkelte, und die Sonne spielte auf dem betauten Grün.»

Mit diesem Landschaftsbild gewinnen wir wieder vertrauten Boden. Der Satz vom Silberschein der Gebirgszüge vereinigt die beiden Schienenwege auf dem alten Geleise. Kleine Unterschiede fallen nicht in Betracht. Das «erbauliche Selbstgespräch» Heinrichs über das Thema der Rechtsmehrheit und seine Lust, «als widerspiegelnden Teil des Ganzen zum Kampfe sich zu gesellen», sind da wie dort, in der alten wie in der neuen Fassung, dieselben.

\*

Damit dürften wir den Schlußpunkt zu unsern Ausführungen setzen, wenn es nicht doch Pflicht wäre, auf die Frage zurückzukommen, *ob Keller persönlich in Basel war*, so daß er aus eigener Anschauung und Beteiligung jene Darstellung verfaßt hätte. Vom Künstlerischen aus gesehen, ist die Frage belanglos. Aber wir dürfen nicht die Augen darüber schließen, daß sich aus einer «Vermutung» eine Legende bilden könnte. Da ich nun aber schon früher, wenn auch nur in einem rasch vergänglichen Zeitungsartikel, die Argumente, die gegen

Kellers Anwesenheit sprechen, ausführlich entwickelt habe <sup>10</sup>, dürfen wir uns hier auf ein paar Gedanken beschränken.

In jedem Leser erweckt das Basler Fest im Roman den Eindruck historischer Treue. Sie besteht aber ausschließlich im Grundgehalt, und Emil Dürr war im — sehr begreiflichen — Irrtum, zu meinen, die äußere Schilderung sei in den Einzelbeobachtungen so echt und zutreffend, daß an Kellers Anwesenheit nicht gezweifelt werden könne. Genau das Gegenteil trifft zu. Ich muß mich hier damit begnügen, den Leser auf die zeitgenössischen Dokumente, auf Wort und Bild, und auf die seitherigen Darstellungen des Festes zu verweisen.

Sogar die Gedichte, die Keller in seinem Schreibbuch datiert hat, lassen erkennen, daß er dem Basler Fest fernblieb. Stellen wir sie zusammen, dann erhalten wir eine fast lückenlose Reihe für jene Tage. Zur gleichen Zeit, da in Basel Schüsse und Reden knatterten, gab Keller seinen Empfindungen und Gedanken poetische Gestalt, und es waren nicht nur Töne des Kampfes, die er anschlug, sondern noch mehr lyrische, von reinen Gefühlen bewegte Verse, die er in den Manuskriptband eintrug. So das allem Tageslärm entrückte, wunderbar zeitlose Gedicht «Stille der Nacht». Es entstand genau an dem Tage, an dem in Basel der Walliser «Skandal» heftigsten Zorn entfesselte. Wer das Gedichtbuch zur Hand nimmt, möge aber vor allem das dreizehnte Stück des Zyklus «Lebendig begraben» aufschlagen, das Mitte der vierziger Jahre verfaßt wurde. In diesen Versen ist nun freilich der festliche Glanz, ist der Zauber jugendlichen Glückes in Worte gefaßt, das Erwachen des Mannes im Knaben, sowohl in der Regung noch unbewußter Liebe wie in jenem Staunen, das wir vom grünen Heinrich her kennen, der von Basel aus zu Fuß heimwärts wandert und sich der Schönheit des Vaterlandes und seiner Freiheit bewußt wird. Nicht in Basel, aber in Zürich erhob sich auf dem Festplatz die im ersten «Grünen Heinrich» geschilderte Tanne, aus deren Stamm ein vielröhriger Brunnen sein lebendiges Wasser in eine weite Schale goß. Das war

<sup>10</sup> Unter dem Titel: Hat Gottfried Keller am St. Jakobs- und Schützenfest in Basel 1844 teilgenommen? Siehe Anm. 4.

im Jahre 1834 und Keller war damals 15 Jahre alt. Er war aus der Schule ausgewiesen worden und trieb sich nun unter den Schützen herum. Darauf weisen die Verse, die in ihrer lyrisch-epischen Geschlossenheit und in ihrer leuchtenden Erlebniskraft zum Eindrücklichsten gehören, was Keller gedichtet hat:

Der schönste Tannenbaum, den ich gesehn,  
Das war ein Freiheitsbaum von sechzig Ellen  
Am Schützenfest, im Wipfel Purperwehn,  
Aus seinem Stamme flossen klare Wellen . . .

Dieses eidgenössische Freischießen in Zürich hat Zurlinden ausführlich beschrieben, die «großartigen» Festbauten, die Girlanden aus roten und weißen Tüchern, die Fahnenburg, die Inschriften in der Mitte des Platzes, den 150 Fuß hohen, weit hin sichtbaren Freiheitsbaum mit der mächtigen eidgenössischen Fahne auf dem Wipfel, das aus zwei Röhren sprudelnde Wasser, Sprüche und Gemälde — Keller erinnert daran in seinem Zeitungsaufsatz über die Schützenfeste —, sogar die Bündner marschieren auf; in ihren grünen Jagdwämsern und mit der Waidmannstasche haben sie es dem Gottfried besonders angetan: im Gedicht kommen sie (in der ersten Niederschrift) aus dem Mesocco, «aus der Grisonen letztem Tal». In Basel fehlte der Freiheitsbaum, man liebte den Beigeschmack dieses Symbols seit den dreißiger Wirren weniger denn je<sup>11</sup>.

<sup>11</sup> Siehe unsere Bildbeilage nach Constantin Guise aus der Fest- und Schützenzeitung von 1844, die in 25 Nummern mit zehn Zeichnungen in Quart und Folio erschien. — Fahnenburg und Gabentempel waren in Basel, wie auf dem Bild ersichtlich ist, ein einheitliches Gebäude, und zwar auf dem Grundriß des eidgenössischen Kreuzes. Der «gothische» Turm mit der von Architekt Heimlicher geschenkten Statue Sevogels war das Mittelstück. — Auf dem Zürcher Freischießen von 1834 waren Fahnenburg und Gabentempel getrennte «Monumente». Die Mitte des Zürcher Festplatzes bezeichnete der Freiheitsbaum, mit der eidgenössischen Fahne auf dem Wipfel. Daran erinnerte Gottfried Keller in seinem Aufsatz über die Schützenfeste im «Zürcher Intelligenzblatt» vom 9. Juli 1861: «Unter dem Bogen der Fahnenburg, welche damals (1834) noch ein eigenes Bauwerk war, stand eine Statue Wilhelm Tells, in dessen Nähe auch der verstorbene

Dem Knaben aber prägte sich mit der Eindrucksfähigkeit der jugendlichen Erlebnisse «der schönste Tannenbaum» unvergeßlich ein. Von den Männerchören hingerissen, sang er selber mit, und er empfing ahnungslos die Weihe, Sängler der Heimatliebe und der Freiheit zu werden:

Ich fühlte da die junge Freiheitslust,  
Des Vaterlandes Lieb im Herzen keimen . . .

Er hat den Umwandlungsprozeß seines Vaterlandes als Bürger und als Dichter mit stärkster Intensität erlebt. Er hat sich eingereiht als Mitstreiter, er ist, wie man aus seinen Tagebucheintragungen sehen kann, reifer geworden. Mit der politischen Kampf- und Entwicklungszeit des Vaterlandes fielen auch die entscheidenden Jahre seines Suchens und Strebens, seines geistigen Wachstums zusammen. Noch in diesem Werden begriffen, begann er seinen «Bildungsroman». Rückschauend durfte er im Basler Kapitel die Regenerationsbewegung zusammenfassen, auch wieder mit der Intensität, mit der er sie mitgemacht hatte, zugleich aber mit der Ueberlegenheit, die dadurch begünstigt wurde, daß sich alles zum Besten gewendet hatte. Die Krisis des Vaterlandes erfuhr ihre höchste Steigerung im Sommer 1844. Damals wurde die Unversöhnlichkeit der Gegensätze offenkundig. Aber zur Zeit, da Keller dies Kapitel niederschrieb, waren die Würfel gefallen. Weil er, im Unterschied zur Kampfstimmung in Basel, ein Wissender ist, fehlt seiner Schilderung das Gehässige. Sie ist sogar aufgeheitelt durch seinen Humor. Er sah, schildernd, den Vorgang in den charakteristischen, entscheidenden Elementen. Und

---

Churi Rinderknecht im Tellkostüm, in welchem er am Festzug geprangt, sich aufzustellen und im dichten Volksringe das Lied ‚Es isch emal vor Zite‘ zu singen pflegte. — Schilderung des Freiheitsbaumes in Zürich, aus «dessen Busen» frisches Wasser in ein Becken sprudelte, auch bei Feierabend, Gesch. d. eidgen. Freischießen etz. 1844. — Starken Eindruck hinterließen 1834 die Graubündner. Sie begegneten uns bei Keller auch im «Fähnlein». Zurlinden schildert sie liebevoll: Hundert Jahre Bilder aus der Gesch. d. Stadt Zürich, S. 119. Sie hatten ihre Zelte mitgebracht und kampierten auf dem Festplatz, was jedenfalls den jungen Gästen mächtig imponierte.

gerade weil er selber nicht auf dem Schauplatz war, blieb er unberührt von den Unfreundlichkeiten konservativer Kreise. Es kam ihm ja überhaupt nicht auf lokales Kolorit an, sondern auf die innere Wahrheit.

Der Lebensroman ist Dichtung und Wahrheit. Als Keller 1842 — und nicht etwa 1844! — in die Heimat zurückkehrte, benützte er die übliche Route über Lindau. Der grüne Heinrich hingegen kehrt auf einem Umweg — und zudem im Jahre 1844 — über Basel in die «Vaterstadt» zurück, sie ist Heinrichs, nichts Kellers Vaterstadt! Dichterische Freiheit und Absicht!

Nicht Keller, aber Gotthelf trieb sich auf dem Fest in Basel herum; die Auffassung, daß er dabei «nichts als Enttäuschungen erlebt habe», scheint mir ungenau. An Hagenbach schreibt er vielmehr, er sei reuig gewesen, schon nach drei Tagen abgereist zu sein, weil einer seiner Reisegefährten förmlich Heimweh hatte. Obschon er nun aus eigener Anschauung das Basler Fest kannte, wählte er als Schauplatz seines Schützenromans «Herr Esau» nicht Basel, sondern das Freischießen von Chur, das er nachgewiesenermaßen persönlich nicht besucht hat. Im «Grünen Heinrich» hat Keller das Fastnachtsfest der MünchnerKünstler vom Jahre 1840 so ausführlich beschrieben, daß man ohne weiteres vermutet, er habe persönlich an der Maskerade teilgenommen. Er traf ja auch 1840 in der bayrischen Metropole ein. Prüft man aber das Datum genau, dann kommt man zum Ergebnis, daß er zu spät einrückte, so daß er den Maskenzug selber gar nicht sehen konnte. Mit der Freiheit des Dichters schaltet er im «Grünen Heinrich». So ist Heinrich Soldat, Keller hingegen nicht; seine Statur versagte ihm diese Bürgerpflicht.

Bereits haben wir festgestellt, daß er in der Schilderung des Basler Festes die Ehrenhaftigkeit und Gedicgenheit der Stadt zur Geltung bringt. Die stürmische Zeit, da er ihrer mit Spott nicht schonte, war seit dem Sieg Dufours dahin. Das Lied auf Dr. Brenner, den Führer der Basler Radikalen, Mitglied des Festkomitees, Festredner am wirklichen Tag der

Schlacht von St. Jakob unter den Gleichgesinnten, Redaktor der gutgeleiteten «National-Zeitung», das Lied, das Keller zu Brenners Satisfaktion im Januar 1845 gedichtet hat, oder das Basellandschäftler Lied sind in die endgültige Gedichtsammlung nicht aufgenommen worden. Wir vermissen sie nicht. Zeitgebunden ist auch der den St. Gallern 1847 gestiftete Sang. Er erschien nur in der «Neuen Zürcher Zeitung». Da wir uns rühmen, für Witz empfänglich zu sein, soll die dritte Strophe hier abgedruckt werden. Sie lautet:

Lasset schlafen dort am Rhein  
 Jene kluge fromme Stadt,  
 Die beim schönsten Morgenschein  
 Nimmer wird des Schlafes satt!  
 Ach, es wächst ein Baslerzöpflein  
 Selber noch im Grabe fort,  
 Treibt für seiner Kinder Köpflein  
 Hundert zarte Wurzeln dort!

Was an Invektiven gegen Basel gerichtet war, zerflatterte im Wind. Ernsthafte Absichten, ein Stück Basler Geschichte als dichterisches Motiv zu verwenden, kamen leider nicht zur Ausführung. Aus der Münchner Zeit hat Keller einige Verszeilen aufbewahrt, in denen er «Sankt Jakobs heiß geschlagne heilige Todesschlacht» besang. Sein erster und maßgebender Biograph Jakob Bächtold berichtet, daß dem Dichter als Hintergrund einer Erzählung die Schlacht bei St. Jakob an der Birs vorschwebte. Und Adolf Frey spricht von einer Art Sing- oder Festspiel, in dem Keller die Aufnahme Basels in den Bund der Eidgenossen behandeln wollte. Weder das eine noch das andere wurde Wirklichkeit. Nur im «Grünen Heinrich», und da nur in der ersten Fassung, wurde die «alte schöne Stadt Basel» poetisch zu Ehren gezogen.